

Buchbesprechung

Eine Kirche für viele

Stefan Federbusch ofm

„Entschuldigen Sie bitte, Herr Flügge, wir kennen uns nicht. Ich bin der Pfarrer ihrer Gemeinde und ich wollte Sie mal fragen, wie Gott so ist.“ Ich glaube an dieser Frage hätte ich wirklich Spaß. Ich gebe zu, ich wäre auch mit der Beantwortung heillos überfordert“ (66). Hausbesuche als Lösung der Kirchenkrise? Ist das nicht naiv? Ist das nicht altbacken? Aber der Reihe nach...

„90 Prozent der Kirchenmitglieder nehmen nicht am Gemeindeleben Teil. Sie zahlen nur für den Rest. Kann das wirklich die Idee von Kirche sein?“ (9).

Als Teil der 90 Prozent stellt sich Erik Flügge die Frage, wie die Kirche Interesse an diesen 90 Prozent gewinnen kann. Bislang, so sein Empfinden, trägt Kirche nichts zum Leben bei. Kirche solle sich nicht länger über ihre Immobilien definieren, sondern über das Leben in ihr. Sie soll all ihre Mittel und Kraft darauf verwenden, den Glauben ihrer Mitglieder zu stärken. In einem Gedankenexperiment schlägt er vor, dass eine Kirchengemeinde von 10.000 Mitgliedern ihr Kirchensteueraufkommen von ca. 2,5 Mio. Euro pro Jahr einsetzt, um 30 Stellen für die Gemeinde zu finanzieren. Dies ergäbe 7.200 Arbeitstage. Kirche könnte somit um die 6 Stunden pro Jahr mit jedem Gemeindemitglied kommunizieren. Bei 2 Stunden Zeitaufwand ergäben sich 43.200 Besuche. „Bei 5.000 Haushalten bedeutet das, dass man über acht Mal pro Jahr die Mitglieder besuchen könnte“ (20). Widerstand käme vor allem von den 10 Prozent, die vom bisherigen System profitieren. Ihnen wirft Flügge eine „Raffgier der Privilegien“ (22) vor. „Das tiefste Problem dieses Vorwurfs ist, dass der Egoismus in der Kirche systemisch ist, nicht individuell“ (22), da der ehrenamtliche Einsatz oft außerordentlich hoch sei.

Richtig ist sicherlich, dass Kirche nicht in „Verwaltungs- und Selbstverwaltungsstrukturen“ (23) ersticken darf. Richtig ist ebenso, dass es „einer Umkehr des Prinzips vom Abwarten zum Aufsuchen“ (23) bedarf. Im Rahmen der laufenden Kirchenentwicklungsprozesse wird die Frage gestellt, für wen Kirche da sein soll. Flügge lässt die Lesenden teilhaben am Entstehungsprozess des Buches, denn „Irgendwas fehlt“ (24).

Um die Frage zu beantworten, warum der Gedanke von der aufsuchenden Kirche so viel Widerstand erzeugt, bittet Flügge seinen aus der evangelischen Kirche ausgetretenen Kollegen David Holte einen Beitrag zu schreiben. Sein persönlicher Bericht (33-41) bestätigt, dass Kirche es versäumt hat, in den letzten Jahren mit ihm Kontakt aufzunehmen. Gründe für Kirchenaustritt seien fehlende positive Erfahrungen, eine fehlende Bindung und in der Folge zunehmende Entfremdung. Ähnlich wie in der politischen Wahlwerbung sei „interpersonelle Kommunikation“ (40) ein wichtiger Faktor.

„Hätte die Kirche meinen Austritt also verhindern können? Ja, ich denke schon. Ich will als Mitglied ernst genommen werden. Ich will eine offene, leicht zugängliche Organisation, die mir in meinen Lebenssituationen hilft. Ich will mitbestimmen, was mit meinem Geld passiert. Ich will Diskussionen über relevante Fragen führen – gern auch über Glaube und Gott. Was wäre dafür nötig gewesen? Ein, zwei persönliche Kontakte, vielleicht ein tiefergehendes Gespräch. Das hätte wohl gereicht. Schade eigentlich“ (41).

Ist die Hausbesuchsstrategie mehr als nur Symptombehandlung? „Es ist wie eine Herzdruckmassage am Unfallort... Aber eines löst der ganze Ansatz nicht: Es kommt keine Rettung“ (46). Für Flügge kreisen die Kirchen nur noch um Kulturfragen (Zölibat, Gottesdienstgestaltung, Sexualmoral), nicht aber um Glauben. „Es ist nur Marketing und nichts mehr... Die Getauften sind noch Mitglieder, aber längst keine Gläubigen mehr“ (47). Seinen Ansatz sieht Flügge selbstkritisch, „weil er eine Frage nicht beantwortet: Für wen ist das katholische bzw. evangelische Christentum überhaupt noch relevant?“ (47). Der Autor gesteht ein, darauf keine Antwort zu haben. Ein rein organisationstheoretischer Ansatz wird nicht reichen. Sein Schluss: Wer aus dem Heiligen Rest keine Selbstaufgabe ableiten will, „kommt an der Neumissionierung der Kirchenmitglieder nicht vorbei. Was pervers klingt, muss der allererste Auftrag sein: Die Mitglieder der Kirche für den Glauben gewinnen“ (51). Wie geht das?

„Will man die Kirchenmitglieder neu missionieren, muss man vor allem und zuerst mit dem Missionsbegriff beginnen. Wir brauchen eben nicht den Missionsbegriff der vergangenen Jahrhunderte, in denen man loszog, und andere über den richtigen Glauben belehrte, im schlimmsten Fall unter Androhung von Gewalt. Wir brauchen den Missionsbegriff der frühen Christenheit, bei dem man loszog, um vom eigenen Glauben zu erzählen und bereit war, aus der Antwort des Gegenübers Neues über den eigenen Gott zu erfahren. Mit einem solchen Missionsbegriff ließe sich unsere Gesellschaft für das Christentum erneut gewinnen“ (55). Dieser Ansatz erinnert an den ehemaligen Bischof von Aachen, Klaus Hemmerle: „Lass mich dich lernen, dein Denken und Sprechen, dein Fragen und Dasein, damit ich daran die Botschaft neu lernen kann, die ich dir zu überliefern habe.“

Flügge verweist darauf, dass die Herausforderung der Begegnung mit einer anderen Kultur einen Lernprozess und damit eine Bereicherung für den eigenen Glauben darstellt. „So wie die frühen Christen erst im Kontakt mit den Griechen in Jesus ihren Gott erkannten, sollen auch Gläubige heute bereit sein, mehr über ihren Glauben im Diskurs mit denen zu erfahren, die das tradierte Gottesbild nicht teilen. *>Mit den Wenigen zu den Vielen>* oder schlauer *>Mit den Wenigen zu den Vielen und damit näher zu Gott>*“ (61).

Anregend ist eine quergebürstete Auslegung des Gleichnisses vom Verlorenen Sohn. Nicht die anderen seien die verlorenen Söhne, sondern die Aktiven in den Gemeinden, die das Erbe verprassen. Es gelte: „Nicht das Defizit immer im Gegenüber zu suchen, sondern in sich selbst“ (64). Gehe ich in dieser Haltung zu den anderen 90 Prozent der Familienmitglieder, dann wird die Frage spannend: „Was haben die anderen mit Gott erlebt? ... Was fordert mich heraus? Was bringt mich ernsthaft zum Nachdenken und erweitert meinen Blick auf meinen Gott?“ (65) Denn es könnte sein, dass sie eine Seite von Gott erkannten, „die wir stets übersahen in all un-

seren Ritualen, geprägten Formen und tradierten Gebeten. Vielleicht offenbarte sich Gott mal wieder in der Fremde statt im Gotteshaus“ (66).

Als praktischen Schritt schlägt Flügge vor, niedrigschwellig zu beginnen und beispielsweise mit Interessierten der 10-Prozent-Gemeinde handgeschriebene Osterpostkarten zu gestalten und an die 90-Prozent-Gemeindemitglieder zu verteilen. Und noch einen Schritt optimaler wäre es, wenn sich die Gemeindemitglieder auf den Weg machen, mit den Menschen ins Gespräch zu kommen. Zentral ist dabei die Bereitschaft, „die Gotteserfahrungen und Perspektiven auf das Christentum des Gegenübers zu reflektieren“ (72). Eine Möglichkeit dazu ist das Gebet. „Das Gebet ist der Reflexionsort für Erfahrungen mit dem Glauben des Gegenübers und der Moment, in dem man überprüfen kann, welche neuen Perspektiven das eigene Gottesbild erweitern und nicht zertrümmern“ (72).

Auf den ersten Blick wird die Reaktion auf Flügges Vorschlag vermutlich sein: Das sind doch olle Kamellen. Das praktizieren wir seit langem. Wenn ich etwa an meine Mutter denke, die jahrzehntelang dem Besuchskreis der Pfarrei angehörte, die Gemeindemitglieder in unserer Straße zum Geburtstag besuchte und ihnen ein kleines Präsent überbrachte sowie drei bis vier Mal im Jahr den ausführlicheren Pfarrbrief, den es neben dem wöchentlichen in der Kirche gab. In immer mehr Pfarrbriefen ist zu lesen, dass er nur noch per Post zugestellt werden kann, da es an Ehrenamtlichen für seine Verteilung fehlt. Ein Punkt, der ganz pragmatisch das Konzept von Erich Flügge in Frage stellt. Wo ist (noch) das personelle Potential einer in dieser Weise „missionarischen“ Gemeinde?

Meine Mutter hat diesen Dienst (wie viele andere auch) sicher nicht in der Haltung getan, anderen den Glauben überzustülpen, sondern durch ihr persönliches Zeugnis zu wirken. Soll der (Neu-)Ansatz funktionieren, braucht es vor allem das Bewusstsein für die Haltung, in der ich den Kontakt suche und die „Neugier“ auf die Glaubenserfahrungen der Gemeindemitglieder, die sie woanders machen als im Gebäude Kirche.

„Erst wenn wir eine Relevanzsuche für das Alte im Neuen beginnen, kann sich auch wieder ein neues Sprechen von Gott entwickeln und damit eine Fähigkeit, diesen so zu verkünden, dass das Wort von Gott nicht ins Peinliche oder belanglose abrutscht. Im Grunde muss ich erst im bestehenden Glauben des Gegenübers den Ansatzpunkt finden, um ihn mit dem Glauben der eigenen Kirche neu zu verknüpfen. Dies hat nicht zwangsläufig die Auflösung des Alten zur Folge, aber durchaus die Erweiterung – eine Erweiterung, die erst lokal verstanden werden kann, um dann in der kircheneigenen Langsamkeit auch irgendwann zu einer Weiterentwicklung der Glaubensgrundsätze beizutragen“ (73).

Die Frage, wie kann und muss Kirche missionarisch sein, wurde von den Deutschen Bischöfen u. a. in ihren Schreiben „Zeit zur Aussaat. Missionarisch Kirche sein“ (2000) und „Gemeinsam Kirche sein. Wort der Deutschen Bischöfe zur Erneuerung der Pastoral“ (2015) aufgegriffen. Eine Frage, die an jede Gemeinde geht. Flügges Gedankenanstöße bieten dazu kein Patentrezept, aber einen Ansatz zur Diskussion... denn es geht um „Eine Kirche für Viele... statt heiligem Rest“!

Autoren

Erik Flügge, geboren 1986, ist Geschäftsführer der Squirrel & Nuts Gesellschaft für strategische Beratung mbH. Er ist politischer Stratege, Dozent und Experte für Beteiligungsprozesse. Flügge berät Spitzenpolitiker und Parteien bei der Kommunikation und viele Städte und Gemeinden bei der Entwicklung von Partizipationsprojekten. Vor seiner Tätigkeit als Berater war er in der katholischen Bildungsarbeit tätig.

David Holte, geboren 1991, studiert Politikwissenschaft an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn und arbeitet als Referent für die Squirrel & Nuts Gesellschaft für strategische Beratung mbH.



Bibliografie

Erik Flügge und David Holte
Eine Kirche für Viele. Statt Heiligem Rest
80 S.
Herder-Verlag, Freiburg 2018
ISBN 978-3-451-38327-4
Preis: 8,- Euro